

Vierte Abtheilung.

1854.

Handwritten text in the left margin, possibly a list or index, including names and numbers.

Faint, illegible text in the main body of the page, possibly bleed-through from the reverse side.

1881

I.

Ein langer Zwischenraum! Drei Jahre waren vergangen, seitdem ich an einem schönen Septembertag mit zerrissener Seele von Paris Abschied genommen. Ich hatte zwei Sommer im österreichischen Alpenlande und einen am Genfersee zugebracht und eine projektirte Tour nach Paris immer wieder verschoben.

Von Zeit zu Zeit erhielt ich einen Brief von Heine. Ich besitze viele dieser mir sehr kostbaren Blätter, kann mich aber nicht entschließen, sie bei Lebzeiten vollständig zu veröffentlichen. Die Angriffe auf die verschiedensten Persönlichkeiten, groß und nieder, berühmt und unberühmt, die Perseflage, in der sich der Dichter ergiebt und die nicht selten über das Maß des bei uns Ge-

statteten und Gewohnten hinausgeht, würden dem Herausgeber, der eben genug Feinde hat, eine Drachensaat von Verfolgungen heraufbeschwören. Diese Briefe müssen, trotz der köstlichen Dinge, die sie enthalten, liegen bleiben. Nur zur Probe und mit zahlreichen Auslassungen, die bedeutend mehr betragen als der abgedruckte Text, lasse ich hier einen der mildesten folgen. Wieder muß ich zu meiner Betrübniß sagen, daß die besten Stellen aus Schonungsgefühl oder Gemüthlichkeit den Censurstrichen geopfert wurden.

Paris, 1. März 1852.

Liebster Meißner!

Ich danke Ihnen aus vollem Gemüthe für die viele liebevolle Theilnahme, die sich in Ihrem letzten Briefe ausspricht. Ich kann ihn heute nur in aller Kürze beantworten, da ich in einem Zustande bin, wo jedes Wort eine Anstrengung kostet. Es geht mir nämlich seit zwei Monaten

immer schlimmer und ich verliere sogar die Lust zu klagen. Ruhe ist mir in diesem Augenblicke die höchste Krankenpflicht und ich enthalte mich daher mancher Expektorationen, die solche gefährden könnten. Ich habe Ihr „Weib des Urias“ bis auf diese Stunde noch nicht erhalten, werde aber dafür Sorge tragen, daß es mir baldmöglichst zu Handen komme, für die zwei Bändchen „Gedichte und Ziska“ danke ich schönstens. Ich habe in beiden wieder viel Schönes gefunden, aber die neuen Gedichte habe ich nur zum Theil angehört, da mir Jemand beide Bändchen fast gewaltsam ablieh und nicht wieder zurückbrachte. Regle generale: Wenn man mir ein gutes Buch abborgt, kann ich dessen kaum je wieder habhaft werden, während man mir die mittelmäßigsten Bücher immer gewissenhaft zurückbringt. So habe ich z. B. Herrn — — Gedichtsammlung schon siebenmal verliehen und schon zum siebenten Male sind diese Böglein wieder zu mir in ihr Nestchen

zurückgeflattert. Ich werde sie daher unter keiner
Bedingung mehr verleihen, sondern nur ver-
schenken. — — — — —

Ich bin neugierig auf Ihren Urias, um die Be-
flaunisse beurtheilen zu können, die man gegen
Sie ausheckt. Wie die Sachen zusammenhängen,
habe ich leicht begriffen, nachdem mir — —
— — — — — einige Indicationen über
die Personagen gegeben, die Sie mit ihrer Scheel-
sucht verfolgen. — — — — —

— — — — — Es ist in der That eine sehr
bedenkliche Propaganda, der kein Mittel zu schmu-
zig erscheint Aber getrost! Solche Uerger-
nisse werden Sie früher oder später überwinden
und desto siegreicher aus dem Treffen hervorgehn.
Ich habe mit noch weit schlimmeren Subjekten zu
thun gehabt und wahrlich nicht diese haben mich
zu Boden geworfen. „Jedes große Talent,“

schrieb mir einst der selige Wolf, „hat seine Laus“
 und Sie wissen, wen er darunter meinte ... Ich
 hatte aber eigentlich zwei Läuse und die eine da-
 von lebt noch ihr miserables Scheinleben. Sie,
 liebster Freund, haben noch etwas Schlimmeres
 als eine Laus, nämlich ein Paar fetter Wanzen,
 die in der bekannten Hausflirerweise überall umher-
 kriechen. — — — — —

— — Lassen Sie sich nichts merken, Liebster,
 von dem, was ich Ihnen hier sage, es ist gut,
 daß Sie die Dinge wissen und es wird sich bei
 ruhigem Abwarten der Dinge schon Abhilfe fin-
 den. Nur Gelassenheit! Ich habe Ihnen ein
 großes Beispiel gegeben, folgen Sie mir auch
 hierin — — — — —

— — — — —
 Wäre ich nur minder leidend, wie viel Erfreuli-
 ches würde sich bieten! Unbegreiflich ist es mir,
 daß ich in meinem jetzigen tiefsten Misere noch
 den Romancero schreiben konnte. Sie haben

Recht, wenn Sie sagen, daß seit Buchhändlergedenken kein Buch bei seinem Erscheinen und gar eine Gedichtsammlung ein solches Glück gemacht hat. Zwei Monate nach seinem Erscheinen war schon die vierte Auflage (sogar eine Stereotypausgabe) vergriffen und Campe gesteht mir, daß er nie unter 5—6000 Exemplaren bei jeder Auflage druckte. — — — — —

Und nun, liebster Freund, leben Sie wohl. Ich werde Ihnen bald wieder schreiben und Ihnen unumwunden meine Gedanken aussprechen, denn ich vertraue ganz Ihrer Diskretion. Bei meiner Frau sind Sie in heiterster Erinnerung und sie läßt Sie freundlichst grüßen. Ueber Politif schreibe ich Ihnen heute nichts und wie es hier ausseht, werden Ihnen die Lacunen der hiesigen Blätter beredsam genug melden.

Ihr Freund und Zeitgenosse
Heinrich Heine.

Es war im August 1854, als es mich wieder nach Paris und zwar beinahe nur Heine's wegen nach Paris trieb. Mein Aufenthalt konnte sich diesmal nicht lange erstrecken, denn er war gewissermaßen nur ein Seitensprung, den ich mir auf einer größern Reise erlaubte. Paris sah übrigens damals sehr düster aus. Alle Welt war an den Rhein, nach Baden-Baden und Somburg ausgewandert und die Zurückgebliebenen schienen merklich niedergedrückt von der Nähe der Cholera, die wie eine Miasmawolke von dem heißen Himmel Marseille's daherzog und über das unglückselige Arles immer höher und höher bis an die lachenden Ufer der Seine hinaufstrich.

Mein erster Gang am andern Morgen galt dem Hotel der britischen Gesandtschaft, wo mein Freund Odo Russell wohnte, der zweite Gang war zu Heine. Er wohnte noch immer Nr. 50 Rue d'Amsterdam in jenem fatalen Zimmer mit der Aussicht auf den Hof hinaus und in seine

Matrazengruft klang noch immer von drüben gedämpftes Pianofortegeklimper herüber. Jahr um Jahr war vergangen, die Gevinnen, die drüben sonst die Studien von Czerny und Herz herabgeleiert, waren nun gewiß schon recht reife Jungfrauen geworden, und trugen nun die „Sehnsucht nach Kiew“ von Jules Schulhoff vor — die gereizten Nerven des Kranken mußten Tag für Tag die Entwicklungen ihrer Pianofertigkeit verfolgen — mit welcher Qual!

Er schien mir körperlich wenig verändert, aber nervös sehr gereizt. Gegen Meyerbeer war er vom heftigsten Aerger erfüllt. Die Ursache desselben ist mir nicht klar geworden, es schien mir jedoch sich damit so zu verhalten: Heine hatte ein paar Jahre zuvor ein Tanzpoem Faust geschrieben, das Berliner Theater hatte den Stoff fast ganz in Heine's Art und Zurechtlegung als „Satanella“ auf die Bühne gebracht. Der Dichter sah sich um seine Lantieme gebracht und schrieb

an den Generaldirektor, ihn zu seinem Rechte zu verhelfen. Meyerbeer konnte oder wollte nichts thun. Heine ergoß sich nun in Späßen über den Maestro und fügte endlich lachend hinzu: Desseungeachtet ist Meyerbeer unsterblich — nämlich so lange er lebt — und auch auf ein paar Jahre darüber hinaus — für diese hat er vorausbezahlt.“

Er beschäftigte sich damals eben eifrig mit der französischen Uebersetzung seiner Gedichte. Sie gab ihm viel zu thun. Der arme Gerard de Nerval war ihm bei dieser Thätigkeit zur Hand und brachte alle Vormittage ein paar Stunden an seinem Bette zu.

Heine hatte nämlich trotz seines langen Aufenthaltes in Frankreich das Französische nie vollkommen erlernt, wiewohl er alle Feinheiten dieser Sprache im Munde Anderer vollkommen zu würdigen verstand. Die Uebersetzungen, die er selbst zu Wege brachte, litten an einer gewissen Weitschweifigkeit und hatten deutsche Tournure. „Sie

können nicht glauben," sagte er, „wie schwer es den Deutschen fällt in diesen abgezikkelten, bestimmten, unverrückbaren Formen den deutschen Geist wiederzugeben. Meine eignen Lieder kommen mir in dieser Umbildung ganz fremd vor. Ich deutscher Waldvogel, gewohnt seine Wohnung aus dem buntesten und einfachsten Material zusammenzubauen — ich nistete da in der Allongeperücke Voltaire's!

Seine war einsamer geworden. Der kleine Kreis von Freunden, der ihn früher umgab, hatte sich verringert. Die flammenäugige Elise kam nicht mehr — das Freundschaftsverhältniß war abgebrochen. In dem großen Hause, das Herr A...., der inzwischen Millionär geworden, führte, trafen sich, so hieß es, manche zweideutige Existenzen. Der Unternehmer eines Circus kann es nicht vermeiden, daß in seinen Salons dann und wann im Gewühl von Schriftstellern und dramatischen Künstlern auch ein Genie des gespann-

ten Seils, eine Tochter der Luft, oder eine Heroine der höheren Reitkunst erscheine, und Heine verbat sich den Umgang.

Ich fragte nach der kleinen Alice — das reizende Kind war gestorben. Ich fragte nach Mademoiselle Jenny — Bouffillon hieß sie in unserem Kreise — sie war eine grande dame du quartier Breda, eine berühmte Cameliendame geworden — eine Cameliendame mit Pferd und Wagen, einer Loge in der komischen Oper und zwei Lakaien.

Heine langte nach den Papieren, die auf seinem Nachttischchen lagen und gab mir die dem ersten Bande der vermischten Schriften beigegebenen Gedichte zur Lektüre. Ich las:

Im Mai.

Die Freunde, die ich geküßt und geliebt,
 Sie haben an mir das Schlimmste verübt,
 Mein Herze bricht, doch droben die Sonne,
 Lachend begrüßt sie den Monat der Wonne.

Es blüht der Lenz. Im grünen Wald
 Der lustige Vogelgesang erschallt,
 Und Blumen und Mädchen, sie lächeln jungfräulich —
 O schöne Welt, du bist abscheulich!

Da lob' ich mir den Orkus fast;
 Dort kränkt uns nirgends ein schöner Contrast,
 Für leidende Herzen ist es viel besser
 Dort unten am stygischen Nachtgewässer.

Sein melancholisches Geräusch,
 Der Stymphaliden ödes Gekreisch,
 Der Furien Singsang, so schrill und gress,
 Dazwischen des Cerberus Gebell,

Das paßt verdrüßlich zu Unglück und Qual —
 Im Schattenreich, im traurigen Thal,
 In Proserpina's verdammten Domänen
 Ist Alles im Einklang mit unsern Thränen.

Hier oben aber — wie grausamlich —
 Sonne und Rosen stechen mich!
 Mich höhnt der Himmel, der bläulich und malklich —
 O schöne Welt, du bist abscheulich!

Von Strophe zu Strophe hatte sich meine Bewegung gesteigert. Hier gelangte die Stimmung des Kranken zum entsetzlichen Ausdruck. Ja, so war's. Draußen lag der Sonnenschein auf den Straßen, die Carossen fuhren nach dem Bois de Boulogne, die guten Freunde flanirten und hier lag einsam und elend der Unselige auf seinem Lager.

„Lesen Sie weiter,“ sprach Heine. „Hier finden sich auch religiöse Gedichte.“

Ich las:

Laß die heil'gen Parabolen,
 Laß die frommen Hypothesen,
 Suche die verdamnten Fragen
 Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,
 Unter Kreuzlast der Gerechte,
 Während glücklich und als Sieger
 Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
 Unser Herr nicht ganz allmächtig?
 Oder treibt er selbst den Unfug?
 Ach, das wäre niederträchtig!

Also fragen wir beständig,
 Bis man uns mit einer Handvoll
 Erde endlich stopft die Mäuler —
 Aber ist das eine Antwort?

„Das nennen Sie religiös?“ fragte ich. „Ich
 nenne es atheïstisch.“

„Nein, nein, religiös, blasphemisch = religiös,“
 erwiederte er lächelnd. „Da ist aber Eïns, das
 ich besonders lieb habe; lesen Sie es laut, daß
 ich es noch einmal höre.“

Ich las:

Ein Wetterstrahl, beleuchtend plötzlich
 Des Abgrunds Nacht, war mir Dein Brief,
 Er zeigte blendend hell, wie tief
 Mein Unglück ist, wie tief entseßlich.

Selbst Dich ergreift ein Mitgefühl,
 Dich, die in meines Lebens Bildniß
 So schweigsam standest, wie ein Bildniß
 So marmorschön und marmorfühl.

O Gott! wie muß ich elend sein!
 Denn sie sogar beginnt zu sprechen,
 Aus ihrem Auge Thränen brechen,
 Der Stein sogar erbarmt sich mein!

Erschüttert hat mich, was ich sah!
 Auch Du erbarm' Dich mein und sende
 Die Ruhe mir, o Gott, und ende
 Die schreckliche Tragödia.

Ich mußte inne halten. „Welche Gedichte
 sind das,“ rief ich, „welche Klänge! Nie noch haben
 Sie dergleichen geschrieben und ich habe noch nie
 dergleichen Töne gehört.“

„Nicht wahr?“ fragte Heine und richtete sich
 mit aller Mühe ein wenig auf seinem Kissen auf,
 indem er mit dem Zeigefinger seiner blassen, blut-

lofen Hand das geschlossene Auge ein wenig öffnete — „nicht wahr? Ja, ich weiß es wohl, das ist schön, entsetzlich schön! Es ist eine Klage wie aus einem Grabe, da schreit ein Lebendigbegrabener durch die Nacht, oder gar eine Leiche, oder gar das Grab selbst. Ja ja, solche Töne hat die deutsche Lyrik noch nie vernommen und hat sie auch nicht vernehmen können, weil noch kein Dichter in solch einer Lage war.“

„Ein Ruf vom Jenseits liegt darin,“ antwortete ich, „ein Wehruf wie von den acherontischen Ufern, es ist der Sehnsuchtschrei eines Schattens nach dem sonnigen Leben. Und es ist kein gewöhnlicher Todter, der herausschreit, es klagt und jammert ein Lear! Die tiefste Schwermuth Ihrer gesunden Tage, ach, sie ist eine helle prachtvolle Mondnacht gegen diese sternlose, noch nie von Licht durchschnittene Finsterniß!“

Ich fühlte es tief: das schreckliche Krankenzimmer hatte seine Natur auf eine tragische Höhe

gehoben, die ihm eigentlich gar nicht eigen war. Die Tortur der schweren physischen Leiden hatte seine Seele gewaltsam ausgedehnt und bis zu einer unheimlichen Tiefe durchbohrt. Seine bemerkte die Gefühle, die er in mir erweckt und wollte mich durch kleine Erzählungen und Erinnerungen aus alter Zeit erheitern. Aber jede größere Aufregung, jedes längere Gespräch rächte sich an ihm. Seine täglich wiederkehrenden Schmerzen ergriffen ihn plötzlich und streckten ihn regungslos hin. Leichenblaß und unbeweglich lag er da, als wäre sein Geist schon entflohen. Nur das über sein Gesicht oft blickartig fahrende Zucken verrieth noch, daß er lebe — aber ein unsäglich gequältes Leben.

Von dem tiefsten Mitleid erfaßt, ich kann wohl sagen, zerrissen, sah ich eine Zeitlang stumm auf ihn, da aber sein Zustand sich nicht änderte, richtete ich ein paar Fragen an ihn, die er nicht beantwortete, nicht einmal zu hören schien.

Da wollte ich mich eben zur Thür hinausgeben, um die eine der Wärterinnen herbeizurufen, aber Seine machte eine Bewegung mit dem Arm und ich blieb stehen, um zu erfahren, was er wolle. Er wiederholte diese Bewegung, die mir jedenfalls einen Wink geben sollte, ohne daß ich sie verstand.

Da machte Seine meinem Zweifel ein Ende, indem er auf das mühseligste ein „Bleiben Sie“ flüsterte. Sein Wille erzwang eher den Gehorsam von seiner Sprache, als von seinem Arm.

Fast eine halbe Stunde lang lag er in diesem Schmerzensanfall reglos da.

Ich erwähne dieser Scene, um ein Bild von einem Krankenlager zu geben, welches Tag für Tag solche Vorspiele des Todeskampfes darbot, um die Macht und Elasticität eines Geistes zu zeigen, der beinahe nur noch in den Trümmern eines Leibes wohnte. Bei ähnlichen Auftritten verweilen und sie in ihrer Gräßlichkeit ausmalen,

will ich nicht. Draußen war der hellste Tag,
der blaueste Himmel; die lachende Sonne blickte
durch's Fenster, das rege freudige Leben der Andern
rauschte geräuschvoll vorüber. In meiner Seele
klangen die Verse:

„O schöne Welt, du bist abscheulich!“

seltsam contrastirend nach.

II.

So hatte ich Heine bei meinem letzten Besuche gefunden. Sein Wesen stand in der letzten Phase seiner Entwicklung und war keiner Metamorphose und keiner Steigerung mehr fähig. Diejenigen, die ihn später gesehen, werden nichts Neues oder Anderes zu berichten haben.

Wie Job auf seinem Lager hingestreckt, stieß er die wildesten Klagen gegen den Himmel aus und schien im Zwiespalt mit der ganzen Natur zu liegen. Aber auch die Menschen vermehrten noch seine Qual und konnten ihn noch an einem Theile

feines Gemüthes verwunden, dem einzigen, der für den Schlag einer bewaffneten Hand noch empfindlich war. Ununterbrochene Angriffe erfolgten aus Deutschland auf seine Person und auf seine Werke, mit einer Wuth und einer Ausdauer geführt, wie er sie in den vorigen Tagen nie erlebt. Während in Frankreich sein Ansehen stieg und Nordamerika seine Muse zu schätzen begann, lästerte ihn Deutschland und würdigte ihn tief herab. Es war einen Augenblick lang, als wenn im Vaterlande seine ehemals so hochgefeierten Werke wie gemeine Börsenpapiere im Werthe zurückgehen sollten. Noch da und dort gab es ein deutsches Journal, das für ihn in die Schranken trat, aber auch diese Blätter verminderten sich von Tag zu Tage oder sie schlossen sich wenigstens durch ihr Verstummen der täglich wachsenden Macht der Verkennung an.

Dies Alles mußte den Kranken tief niederbeugen und hierzu trat noch das Gefühl, zu schwach

und alt geworden zu sein, um dem Feinde, der immer übermüthiger tobte, mit einem Heere entgegenzuziehen oder doch wenigstens einen der feindlichen Oberfeldherrn zu einem Zweikampf zu fordern, wie er es in ehemaligen Tagen zu thun gewohnt war.

Hier wird es am Platze sein, einige Worte über Heine's literarische Kriegsführung zu sagen, welcher so oft vorgeworfen wurde, daß sie von keinem ritterlichen Sinne, sondern von einem rohen und gemeinen Charakter zeuge. Diese Verleumdung auf das Haupt des Sängers der zarresten Liebeslieder geschleudert zu sehen, muß Bewunderung erregen. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Heine in vielen Fällen den Richter und Kläger in einer Person vereinigte und wo es Noth that, nicht anstand, auch als Henker zur Hand zu sein. Der lachende Ingrim, mit welchem er bei dem Akt der Brandmarkung zu Werke ging, wurde nicht nur grausam, ja barbarisch ge-

funden, sondern er sollte sogar aus dem Kigel einer teuflischen Natur hervorgegangen sein.

Jenes ingrimmige Gelächter ist aber nicht so diabolisch, als man glauben machen will; es ist nur zu sehr menschlich. Der Soldat steht auf der erstürmten Bastion über Leichen und schwenkt in wilder Freude des Triumphs die bluttriefende Waffe. Die Leiche, die er eben jetzt mit Füßen tritt, hätte im umgekehrten Falle als Sieger dasselbe gethan.

Daß aber Seine unter den größten Verläumdungen, den frechsten Unbilden, den unverschämtesten Verfeinerungen gelitten, davon spricht man weniger. Wie kömmt das? Seine Gegner waren doch so boshaft und wüthend und ihre Zahl groß genug! Sie schrieben nur ephemere Blätter, die am Morgen die Welt sehen und des Abends zum Verpacken benützt werden. Ihnen stand kein unsterblicher Griffel zu Gebote, um die Insulte in Marmor zu graben — verderblich

schön, kunstvoll vernichtend — in dem großen Style, den dieses Material verlangt.

Seine besaß diesen Griffel. Sollte er keinen Gebrauch von ihm machen, weil die Refriminationen seiner Feinde nur dem flüchtigen Klatsch einer hämischen Minute glichen und es vorziehen, mit schweigender Verachtung seine Ehre zersetzen, seine Schriften verlästern, seine Uebersetzungen infamiren zu lassen? Dann, aber erst dann, hätte er seine Feinde verzehnfacht, nicht sie beschwichtigt, sie zur Vermessenheit getrieben, nicht von ihr zurückgehalten.

Seine hat Recht, wenn er sagt: „Es ist wahr, ich habe manchen gekraht, manchen gebissen, ich war kein Lamm. Aber die gepriesensten Lämmer der Sanftmuth würden sich minder frömmig gebarden, besäßen sie, wie ich, die Zähne und die Tazze des Tigers.“ Ihm waren diese furchtbaren Waffen angeboren, er gebrauchte sie zuweilen, aber zu seiner Ehre sei's gesagt und

nachdrücklich hervorgehoben, nur zur Bertheidigung und herausgefordert. Seine persönlichen Ausfälle waren nicht die Geburt einer kleinlichen Reizbarkeit, einer schmähsüchtigen Seele, nicht der Trieb zu scandalösen Ausritten, ja sogar nicht des Uebermuths im Bewußtsein solcher Angriffsmittel. Die Situation erzeugte sie, die Situation berief ihn zu seinem Amte.

Er wußte das und freute sich dessen.

Als ich ihn in jenen Sommertagen des Jahres 1854 zum letzten Male sah, sagte er:

„Wie lästern mich die Journale, was für ein miserabler Kerl bin ich nach diesen Artikeln, wie viel Mängel finden sie in meinen Werken! Geht es so fort, so werde ich bald gar nicht mehr unter die Poeten gerechnet werden! So geht es mir in jenem Deutschland, das ich so geliebt, während Frankreich nur Worte des Preises für mich hat, Nordamerika mich nachdruckt und Literaten

in Neu-York und Albany Vorlesungen über mich halten!“

Er hielt inne, ergriff dann meine Hand, drückte sie und fuhr fort: „Da eben erinnere ich mich, daß ich Ihnen dereinst für einen großen Freundschaftsdienst nur mit einigen Zeilen gedankt! Es hat mich gerührt und ich erkenne den Muth an, sich im Deutschland von 1854 so warm an meine Seite zu stellen in eben dem Augenblicke, wo alle Thiere des Waldes über den sterbenden Löwen herfallen. Ach! ich sah sogar den Esel &... vor meiner Höhle streifen, doch er schien mich nicht für marod genug zu halten, um mir einen Hufschlag zu versetzen und trollte sich fort, unsicher mit den Glozgaugen hin und her stierend — nur ein grotesk fürchterliches Gewieher entrang sich seiner zottigen Brust. Er ging — er schlich fort; vielleicht hat er gehört, daß selbst des todten Löwen Schatten manchem windigen Patron noch furchtbar werden wird“

Er zeigte auf ein Kästchen, das zu oberst auf einem Schranke gerade seinem Bette gegenüber stand und fuhr plötzlich neubelebt fort:

„Sehn Sie dahin! dort liegen meine Memoiren, darin sammle ich seit Jahren frazzenhafte Portraits, abschreckende Silhouetten. Manche wissen von dem Kästchen und zittern, daß ich es öffne und verhalten sich inzwischen in banger Erwartung still oder lassen wenigstens nur verstohlen durch nichtige Subjekte und literarische Handlanger den Krieg gegen mich führen. In diesem Kästchen liegt ein hoher, keineswegs der letzte meiner Triumphe. Meine Nerven lassen mich von Zeit zu Zeit noch in Ruhe, und da finde ich denn noch immer die Kraft, einem Marsyas nachzuspringen, ihn beim Kopf zu fassen und ihm die Haut über die Ohren zu ziehn. Das entfesselte Geschrei, das der Hallunke bei der Operation ausstößt, verbreitet sich im ganzen Walde und flößt seinen Kameraden einen heilsamen Respekt ein.

Ach! Wenn der Kerl nicht so erschrecklich schree, es verlohnte sich wahrlich gar nicht der Mühe ihn zu schinden ... aber bis jetzt haben sie alle furchtbar geschrieen

Er schmauste eine lange Zeit im Gedanken an die Erfolge seiner Angriffe. Endlich setzte er hinzu: „Ja, ja! Ich habe so manchen aufgeblasenen Frosch, manche perfide Schlange, manchen unausstehlichen Bandwurm, ja auch manche Mißgeburt gefangen, gepackt und in Spiritus aufbewahrt. Wen das Loos getroffen, der entkömmt nicht so leicht meinem Glase! Mich dauert Deutschland! Wie wird das Ungeziefer frech und unverschämt auf allen Tischen umherkriechen, wenn ich todt sein werde, ich, der große Vertilger“.....

So konnte er hassen, tief, ingrimmig, mit einer Energie, wie ich sie bei keinem andern Menschen noch angetroffen, aber nur darum, weil er auch lieben konnte. Er hatte den Sinn des Hohen, Reinen und Idealen, aber von dem, was

er in Licht getaucht sah, löste sich die Mehrzahl der Menschen und der Institutionen grell abstechend in dunkler Farbe ab. Mattherzig gehen die Meisten, wenn sie auch das Böse und Schlechte sehen, daran vorbei, denn der Kampf ist gefährlich und sie scheuen ihn. In der That, wer nicht ein Riese ist, kann in dieser Welt kaum etwas Anderes thun, als schweigen und sich, so gut es geht, vor dem Bösen zu wahren suchen — Seine warf sich mitten drauf, unbekümmert um die Gefahr, selbst Bisse und Wunden davon zu tragen, denn sein Herz war groß und gut und muthig.

Ja, es sei gesagt: sein Herz war gut. Doch dieses Herz gehörte nur seinen Freunden, der Haß war für die Feinde. Dieses gute Element, das in ihm waltete, ergoß sich sogar auf gleichgiltige, ihm ganz fremde Menschen. Es genügte diesen, um sein Interesse zu wecken, nothdürftig, arm oder unglücklich zu sein. Zahllose Flüchtlinge haben seine wohlthätige Hand empfunden, ohne

daß er gefragt hätte, welcher Partei sie angehörten, wenn sie sogar aus einem Lager kamen, dessen Fahnen er verspottete und in dessen Reihen ihm feindliche Kämpfer nisteten; zu jeder Geldsammlung für irgend ein edles oder unverschuldetes Unglück steuerte er mit, beinahe mehr als seine Mittel es gestatteten und sagte dabei lächelnd und wie zur Entschuldigung: „Ich liebe von Zeit zu Zeit meine Visitenkarte bei dem lieben Herrgott abzugeben.“

Was mich betrifft, so denke ich mit gerührter Seele an die vielen Beweise freundschaftlicher Aufmerksamkeit, die mir seit Jahren von ihm zu Theil wurden. Als ich 1847 in Paris eine kurze Zeit lang an's Bett gefesselt war, kam er fast täglich zu mir, drei Treppen hinauf, wie schwer auch damals der Weg seinen Füßen fiel. Vier Tage vor seinem Tode noch erzeigte er mir einen Freundschaftsdienst unaufgefordert, still, ohne Ostentation. Vier Wochen nach seinem Tode erfuhr

ich die Sache durch ein zufälliges Zusammentreffen mit Taillandier in Prag.

Er ging hin — ich kann ihm dafür nicht einmal danken

III.

Es hängt, während ich dies schreibe, Heine's
Portrait von Kiez gezeichnet über meinem Tische
und da ich ein um's andere Mal hinauffehe, ruft
es mir den Todten, wie ich ihn zuletzt gesehn,
mit beinahe wunderbarer Treue vor die Augen.
Ja das ist er, der bei so viel Güte so grausam,
bei so viel natürlicher Bartheit so wild und aus-
gelassen, bei so viel Wiß und Laune so todes-
traurig sein konnte, der Dichter der Mondnächte,
des Meers, der Nachtigallen und der blühenden
Linden, der so gräßlich endete! So saß er, wäh-
rend Tausende im fernen Deutschland auf dem
Rahne, vom Berg herab, vom Sims der Burg-
ruine ins Thal herunter seine Lieder sangen —

Jahr um Jahr im Lehnstuhl, zu Tode traurig,
bei dem vollsten Drang nach Lebensgenuß vom
Leben abgeschnitten...

Es gibt mehrere Bilder von Heine. Ary
Schefer, der große, sinnige Meister, mir doppelt
werth, weil er so viel Liebe und Verständniß für
deutsche Poesie besitzt, hat ihn in früherer Zeit
gezeichnet, im Alter von dreiunddreißig Jahren
ungefähr mit langem Haar, bartlos, ohne Hals-
tuch — es ist ein schöner Kopf und es mag dies
der Dichter des „Buchs der Lieder“ sein, aber
ich habe Heine so ganz anders aussehend gekannt,
daß dies Portrait für mich keinen Werth hat.
Es blickt mich fremd und unbekannt an. Aus
Heine's Lazarustagen ist ein anderes Bild von
Gleyre vorhanden, das zuerst in der Revue des
deux Mondes erschien und später der französischen
Ausgabe der Reisebilder beigelegt wurde. Es ist
ähnlich, aber es befriedigt mich auch nicht. Heine
ist hier nicht allein, nicht unbelauscht, er liegt

auf dem Paradebett vis-à-vis den zwei Welten. Wie er in Trauer versenkt in seinem Fauteuil zu sitzen pflegte, wenn ihn die Wärterin aus dem Bett gehoben, wie er da sann und träumte, bis ein neues Lied in seiner Seele aufging, so hat ihn Kiez aufgefaßt und es gebührt dem Künstler für sein sprechend ähnliches Bild der wärmste Dank.

Julius Campe, nicht nur Heine's Verleger, sondern auch einer seiner treuesten Freunde, veranlaßte die Zeichnung. Sein Wunsch war ein Selbstbild von Heine zu besitzen und er bat ihn darum. Heine sagte, daß seine Jammergestalt dies nicht gestatte. Man sprach hin und her und Campe bemerkte, daß sich Heine's Züge, der ganze Kopf gegen früher veredelt hätten. „Veredelt?“ lächelte dieser. Campe wiederholte seine Aeußerung. „Können Sie mir für die Wahrheit Ihrer Worte die Hand geben?“ Es geschah. „Nun dann soll ein Maler das Bild in schwarzer Kreide liefern.“

Campe war bei den verschiedenen Sitzungen gegenwärtig, die Zeichnung entstand unter seinen Augen. Als der Kopf fertig auf dem Papier stand, brachte er ihn zu Frau Mathilde. Sie erschraf. „Er sieht ganz blind aus!“ sagte sie. Campe erwiederte, das sei nach der Natur. „Ist er nicht ähnlich?“ „Zum Erschrecken ähnlich,“ sagte sie, „aber ich möchte ihn mit offenen Augen gezeichnet haben. —“ „Gut, wir haben den Maler hier, er soll es versuchen, ob er Ihrem Wunsche genügen kann.“ Er machte den Versuch und ging, um den andern Tag das Bild zu vollenden. Abends traf ihn Campe wieder und bat ihn, das Bild mit den geschlossenen Augen für ihn fertig zu machen, das andere der Frau zu lassen. Als am andern Morgen die Arbeit fleißig fortgesetzt wurde, bat Heine: „Lassen Sie mich einmal die beiden Bilder vergleichen.“ Das mit den offenen Augen gab er gleich zurück. „Das ist eine Lüge,“ sagte er. Das andere betrachtete

er eine Weile und seufzte: „Ja, ja, das ist das wahre Bild unseres Herrn — er war ja auch ein Jude.“

So am Fenster, im Fauteuil, wie das Bild ihn zeigt, verbrachte Heine gewöhnlich den ganzen Vormittag. Die Mappe lag auf seinen Knien und mit dem Bleistift auf einzelne Blätter schrieb er seine Verse und das der Welt noch unbekannte, mehrbändige Buch seiner Memoiren. Man muß nach seinem Tode ganze Stöße dieser Papiere aufgefunden haben, denn er schrieb weit, mit großen Buchstaben und nur auf eine Seite der Bogen. Alles ist von seiner Hand, Nichts wurde diktirt, außer Briefe, nur die Reinschrift besorgte der Sekretär. War der Kranke müde vom Arbeiten oder nicht in der Stimmung, machte Frau Mathilde die Vorleserin. Sie hat ihm ohne Ausnahme alle Romane Alexander Dumas' vorgelesen, denn Heine liebte und schätzte diesen fruchtbaren, lebendigen und erfindungsreichen Geist

und fand in seinen leichtgeschriebenen Büchern die ergößlichste Zerstreuung. Aber viele seiner der Lektüre gewidmeten Stunden nahmen Werke ernsthafterer Gattung in Anspruch. Es waren keine solchen, die zu ihm als Künstler und Dichter in irgend einer Beziehung standen — man darf hier weder auf Kunstphilosophie noch Literaturgeschichte rathen — es waren Werke, die mit seinem Leiden in dem schrecklichsten Zusammenhange standen. Er hatte in den letzten Jahren die ganze Physiologie, Anatomie und Pathologie seiner Krankheit auf das Fleißigste studirt und die Schriften von Hesse, Albers, Andral und vornehmlich von Romberg waren ihm ganz geläufig geworden. Aber er war es gewohnt, auch hier seine Kenntnisse zu ironisiren. „Meine Studien,“ pflegte er zu sagen, „werden mir wohl nicht viel helfen. Ich werde höchstens im Himmel Vorlesungen halten können, um meinen Zuhörern darzuthun, wie schlecht die Aerzte auf Erden die Rückenmarkserweichung fu-

riren.“ So hatte er auch einmal einem Besuche scherzend gesagt: „Meine Nerven sind so besonders zerrütteter Natur, daß ich überzeugt bin, sie würden auf der Exposition die große goldene Medaille für Schmerz und Glend erhalten.“

Aussprüche, würdig eines humoristischen Ritters!

IV.

Ich habe nun über den Geist der Skepsis, der in unserem Dichter waltete, noch einige Worte zu sagen. Es ist wahr, Seine war ein negirender Geist, ein Zerstörungsgeist. Doch muß man sich bei dieser oft gebrauchten Bezeichnung erinnern, daß sie rein bildlich ist. Man kann wohl ein schönes Haus zerstören, ohne nach der Mühe, die man sich gegeben, etwas Anderes als einen Trümmerhaufen geschaffen zu haben; ganz anders verhält es sich mit der Zerstörung auf geistigem Gebiete. Da kann man keinen Begriff und keinen Gegenstand vernichten, ohne daß sich als sofortiger Austausch ein Anderes an die Stelle setzt, gleichwie man

an der Oberfläche eines See's, aus dem man mit einem Eimer geschöpft, kein Loch zurückläßt.

Wenn Heine spöttelt, daß er das halbe Fürstenthum Bückeburg an den Sohlen mit sich fortgetragen, negirt er die Kleinstaateri und tastet Bestehendes an. In dieser Negirung aber drückt sich offenbar der Wunsch nach deutscher Einheit aus.* Diese deutsche Einheit ist freilich ein Phantom, könnte aber gleichwohl etwas Reales und Positives werden. Wie in dem angeführten Beispiele, das die Politik berührt, verhält es sich mit seinen Sarkasmen auf philosophischem, religiösem, literarischem Gebiete. Ein positiver Inhalt ist überall involvirt und wo er nicht ausgesprochen scheint, wird er dem Leser von dem Zeitgeist soufflirt.

Heine's Schriften haben stets durch die seltene Sensation, die sie hervorriefen, bewiesen, daß sie Worte der Zeit enthielten. Sein reicher, großer Geist hat nie etwas ausgesprochen, was nicht tau-

send und tausend Menschen entweder gesagt oder auf den Lippen gehabt. Der Unterschied war nur dieser: die Andern tauschten die Worte der Zeit nur gelegentlich in einem mehr und minder beschränkten Lebenskreise aus, Heine that es immer und überall mittelst der Presse an eine halbe Welt gerichtet. Die Zaubermacht der Farbe und die zu Schlagworten abgerundete Bildlichkeit seiner Aussprüche verändern nichts an ihrem Inhalte, sind aber die Quelle des unwiderstehlichen Reizes, den sie ausüben. Diese beiden künstlerischen Eigenschaften haben sogar jene, die das Gesagte vorher gewußt und vorher geschrieben, erfreut, wenn auch nur darum, weil sie sich damit ihrer eigenen banalen Phrase entledigen konnten und für sie die lebendige, sich frei bewegende Gestalt des Heineschen Ausdrucks geschenkt erhielten. So ist Heine, um mathematisch zu reden, einer der Exponenten des Jahrhunderts gewesen und sein Name wird in den Annalen deutscher Culturent-

wicklung für immer mit großen Schrittzügen eingezeichnet bleiben. In wie weit der gute, fortschrittsbefördernde, lichtvolle Einfluß seines gewaltfamen Geistes den nachtheiligen überrage, das ist freilich jetzt, mitten im Gewühl des fortdauernden Parteikampfs, äußerst schwer zu ermitteln.

Was aber eine ganze Zeit so mächtig und nachhaltig aufgereggt, muß ein lebendiges Princip in sich tragen. Die Wirkungen desselben, die zu Tage liegen, lassen sich wohl bezeichnen, aber, bevor sie ihre volle Thätigkeit nicht abgerollt, ist das Urtheil über sie fast unmöglich. Ein weitblickender Kopf sucht allerdings aus dem bekannten Resultate Schlüsse zu ziehn und Vorausberechnungen der wirkenden Kraft anzustellen, wie der Astronom, der einen Planeten entdeckt hat, aus dessen Entfernung und Beschaffenheit die Umlaufszeit bestimmt. Welche Abweichungen sich dabei ergeben werden, ist lediglich Sache einer langen, oft vieljährigen Beobachtung. Eine hochmüthige

Kritik freilich bringt ihren Wahrspruch schneller zu Wege.

Ich erinnere hier an den Philosophen von Ferney, der mit Heine wenig gemein hat, Eines aber in hohem Maße: nämlich das Lächeln. Zur Zeit seines Todes lauteten die Nekrologe seiner Bewunderer wie seiner Feinde ganz anders als nach der Revolution. Diese große Erschütterung belebte seinen Namen von Neuem und bei dem Brande des altfranzösischen Staates wurden seine Schriften erst im wahren Lichte gesehn. Die kritischen Größen aber, die seinen Nekrolog schrieben, würden vor dieser welthistorischen Thatsache nicht wenig in Harnisch gerathen sein, wenn ihnen Jemand den Vorwurf gemacht hätte, daß sie in Voltaire's Wesen und Bedeutung nicht sattfam eingeweiht gewesen

So wartet auch Heine's Genius, um Gerechtigkeit zu erfahren, auf den Umschlag der Weltstimmung. Er wird nicht ausbleiben.

Ich habe schon früher darauf hingedeutet, wie sich Heine's Wesen in den letzten Jahren eben durch die ganz unerhörten Qualen, die er auszustehen hatte, immer mehr erweiterte und vertiefte, ich habe nun Dem, was ich über die religiöse Richtung seines Geistes sagte, noch einige wenige Worte hinzuzufügen.

Es ist ganz wahr, daß Heine in der schrecklichen Isolirung, die ihm gegen das Ende seines Lebens zu Theil ward, in der durch Folter geschärften Zellenhaft seiner späteren Existenz sich viel mit der Gottes- und Unsterblichkeitsfrage beschäftigte. Das war keine Gaukelei des größten modernen Spötters, kein Versuch, noch dem Krankenbett und dem Tode eine Quelle des Witzes abzugewinnen. Die Größe einer solchen Frivolität paßt zu sehr zu einem so gearteten Wesen, als daß es nicht Leute gegeben haben sollte, die ihn eines solchen Spieles anklagten, aber nein — es war kein

Spiel, es war eine Reihe ernsthaftester Befeh-
rungsversuche, die er an sich selbst anstellte.

In den Tagen körperlicher Kraftfülle, wo
es den Anschein hat, als habe das Leben kein
Ende, wird man mit dem Glauben und der Me-
taphysik bald fertig. Auch Heine glaubte in dieser
Hinsicht abgeschlossen zu haben und mit allen
jenseitigen Gedanken im Reinen zu sein.

Als er aber auf das Krankenbett niederge-
worfen lag, hilflos, gelähmt, halbblind, das Opfer
endloser Schmerzen, die ihm zehnmal des Tags
den Tod vor die Augen führten, da brach sich der
Gedanke in ihm Bahn, daß das philosophische
Ergebniß seines Atheismus doch wohl einer Re-
vision, wenn nicht bedürftig, doch werth sein könne.
Die religiöse Frage drängte sich ihm mit einer
natürlichen Macht auf. Mit einem Fuße schon in
das Grab gestiegen, schien er, ehe er den Tritt
that, zu fragen: Wo trete ich hin? So kam
Heine dahin, wieder an Gott zu denken. Der

↓
Atheismus, wie er sich in den letzten Jahren in Deutschland systemhaft ausgebildet, war ihm zuwider. Eine Naturauffassung, die nicht nur keinen Platz für einen außeweltlichen Gott läßt, sondern auch einen innerweltlichen weltordnenden Verstand nicht annimmt, schien ihm flach und beinahe abgeschmackt. Diese Fragen bewegten ihn mehr als man es glauben sollte. Ist die Natur ohne ein innerlich zweckmäßig bildendes Princip denkbar? Wie kommen die Stoffe dazu, eine Welt zu bauen der kunstvollsten Organismen? Kann man durch Stoffverbindungen und Stoffmetamorphosen allein diese reiche und gestaltenvolle Welt erklären, in der Alles so wunderbar in einander greift, um sich zu ergänzen? Mußte nicht von jedem erschaffenen Dinge der Plan, der Urgedanke, die Idee in einem Geiste liegen, der früher da war, als die Dinge?

Und doch — welcher Geist ist es, ein wie fremder, wie unbarmherziger, mit dem wir nir-

gends und nimmermehr in Verbindung treten können! Die Natur zerbricht des Einzelnen wegen nirgendwo ihre Ordnung, es giebt keine Geister, die Ereignisse aufzuhalten und das Gebet des Verzweifelnden ist nur ein Rufen, in dem er sich selbst heraufschüt!

Seine prüfte das Alles, es beschäftigte ihn fortwährend, seine ehemaligen Resultate schienen ihm unbefriedigend und das machte ihn zum Spötter über denselben Gegenstand, dessen Ernst ihm kurz zuvor Alles zu überwiegen schien. Es gelang ihm doch nicht, sich selbst zu bekehren. Er zweifelte wieder und lächelte; er leugnete wieder und erfand Wiße. Sein Bruder Gustav besuchte ihn und sagte nach den ersten Begrüßungen: „Wie ich höre, bist du eine ganze Betschwester geworden.“ „Nein, nein, ich bin ein Betbruder geworden,“ gab der Leidende mit seinem gedehnten Klagenston zur Antwort „und ich bete alle Tage zum lieben Gott, daß er dir, guter Bruder, bessere

politische Gesinnungen eingeben möge.“ Der Wiener Redakteur lachte und hob dann ernsthaft wieder an: „Aber an die Existenz eines höchsten Wesens glaubst du doch, lieber Heinrich?“ Der Kranke lächelte und antwortete: „Wenn es ein höchstes Wesen giebt, so ist es auch mit den vollkommensten Eigenschaften, mit Allwissenheit und Allmacht ausgestattet. Was kann es nun dieses große, allwissende, allmächtige Wesen kümmern, ob ein Mäuschen in der Rue d'Amsterdam an ihn glaubt oder nicht?“ So lag es in der Natur dieses Geistes, sich fortwährend an der Unfruchtbarkeit seiner Forschungen durch Spott zu rächen, wie empfindlich dieser auch sein Herz und dessen Hoffnungen traf!

Wenn wir nun Heine während seiner achtjährigen Krankheit, die an jedem kommenden Tag mit dem Tode zu enden drohte, betrachten, so zeigt sich an ihm eine moralische Kraft, die man ihm in seinen gesunden Tagen nimmermehr zuge-

traut hätte. Es überrascht uns ein Stoicismus im Ertragen der Schmerzen, der bei einer zarten und weichlich angelegten Organisation, welche nur für das Wohlleben und die Festmahle Epikur's geschaffen scheint, doppelt merkwürdig ist. Zeigt er sich hier als ein Glied des Volks, dem er angehört und bei dem auch der heftigste Lebenstrieb mit der erstaunlichsten Kraft des Duldens gepaart ist? Auch Juda duldet ohne Himmels Hoffnung, was kein anderes Volk tragen würde! Doch nein, hier war mehr! Jede Pause seiner körperlichen Qualen benutzte er, um seiner Umgebung zuzulächeln und seinen Gast, wer es auch war, zu erheitern. Er nahm Antheil an Allem, was die Welt bewegte, er klagte nicht, er fiel Niemanden zur Last, er wies seine Lieben hinaus, wenn die Schmerzen kamen, er verzweifelte nicht. Wie ein Weltweiser im griechischen Sinne des Wortes ließ er geschehen, was der unabänderliche Rathschluß des Schicksals über ihn verhängt. Er schrieb Romanzen, Sa-

tyren, Balladen, verbesserte alte Auflagen, las Korrekturen und richtete dabei Briefe an Freunde in allen Himmelsgegenden. Das that er krank, auf seinem Sterbebette! . . .

Und wenn er doch dann und wann eine Klage ausstieß, so war sie flüchtig, kurz und unter dem Schläge des Schmerzes entfahren — sie glich gewissermaßen dem unwillkürlichen Zucken des Auges, gegen welches eine Hand fährt. Mir kam es oft vor, als wenn sein Geist zu stolz gewesen wäre, um einzugestehen, wie schmerzlich er vom Körper mitberührt werde.

Schön und höchst charakteristisch ist ein Brief, den er an Dumas gerichtet. Er schrieb ihn einige Monate vor seinem Tode. Ich weiß nicht, ob er auf Alle einen so mächtigen Eindruck ausüben wird, mir war bei seiner Lesung so weh zu Muth, daß mir die Thränen in die Augen traten. Er lautet:

Mein lieber Dumas!

„Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mich Ihre Artikel über Marie Dorval ergriffen haben. Diese Blätter haben Sie eher unter Thränen hervorgeschluchzt als geschrieben und mit einem fast grausamen Erbarmen erfüllt. Ich habe darüber Thränen vergießen müssen.

„Ich danke Ihnen für diese Thränen, oder besser gesagt, für diesen Vorwand, um zu weinen: denn das menschliche Herz, dieser hochmüthige Hund von einem Herzen, ist so beschaffen, daß es, wie erdrückt es sich fühlen mag, zuweilen lieber krepiren, als sich durch Thränen erleichtern möchte. Dieser Hund von einem hochmüthigen Herzen sollte doch immer froh sein, wenn es ihm gestattet ist, seine eigenen Schmerzen durch Thränen zu dämpfen und dabei den Anschein zu haben, als weine es über das Unglück seiner Mitmenschen.“

„Ich danke Ihnen also für die rührenden Blätter über Marie Dorval.“

Freilich in seinen letzten Gedichten entfährt ihm oft eine an den Himmel pochende Klage, ein verzweifelter Ausruf. Die Thränen über sein Unglück scheinen in Strömen zu fließen. Aber das ist kaum ein persönlicher Aufschrei mehr zu nennen. Der gefesselte, der Furchtbare leidende Prometheus ist es nicht, aus dessen Munde die Klagen entströmen und aus dessen Augen die Thräne quillt. Prometheus leidet muthig und trotz ruhig, er rührt kaum die Fesseln, daß man die Schmach seiner Haft an ihrem Geflirre nicht vernehme. Es sind die Oceaniden, welche, aus dem Meeresgrunde hervortauchend, den Gefangenen beweinen. Die Klagen, der verzweifelte Aufschrei, die Thränen sind Lieder der Meer-göttinnen....

Welcher Abstand, welcher Wechsel, welch ein Hohn, Seine auf dem Krankenbette schreiben

zu sehen! In der Zeit seiner blühenden Lebenskraft hatte er auf einem Rosenlager gedichtet, der Gott der Liebe saß zu seiner linken, der rebenbetränzte Gott der Begeisterung zu seiner rechten Seite. Wie war das Ende dieses poestevollen Trimalchion! — — — — —

— — — — —

— — — — —

V.

Seit jenen Tagen des Augusts 1854 sah ich Heine nicht mehr, doch ich erhielt noch immer Zeichen, daß er mich nicht vergessen. Ein paar Monate später ließ er mir die „Bermischten Schriften“ zukommen, später zur Ergözung einen Brief an Alexander Dumas, einen deutschen Flüchtling betreffend, endlich seine Vorrede zur „Allemagne,“ in welcher er meiner gedacht. Auf diese letzte Zusendung blieb ich ihm sogar den Dank schuldig, so schmerzhaft hatten mich diese Zeilen über großen Lobes berührt. Ich konnte nur schweigen und beschämt die Stirn senken. Der theure große Geist! Er hatte mich vor sich gesehen, wie er

mich sehen wollte, der erste Eindruck, den der junge, vom Glücke getragene Mensch, der in seinem Uebermuthе kein Ziel für unerreichbar hielt, in ihm zurückgelassen, war fortgewachsen und er hatte ihm Worte gegeben. Ich darf sie als nichts Anderes nehmen, als für ein Zeichen, daß das Freundschaftsgefühl, das ich für Heine getragen, eine Erwiderung in seinem Herzen gehabt.

Inzwischen hatte der Kranke seine Wohnung gewechselt und ein Quartier in den Champs elisées, Avenue Matignon N. 3 bezogen, ein freundliches Haus, unfern vom Palais Bourbon. Hier fand er, was er so lange gesucht, Sonnenlicht, frische Luft, die Aussicht ins Grüne; dabei war die Wohnung so gelegen, daß der Friede des Krankenzimmers nicht allzusehr durch den Lärm der heerweise auf- und abgehenden Spaziergänger und die unaufhörlich dem Arc de l'Etoile zubrausenden Carossen gestört wurde. Heine konnte an

sonnigen und windstillen Tagen, um Luft zu schöpfen, auf den Balkon hinausgetragen werden. Er schrieb mir voll Freude über diesen Wohnungswechsel und ich trug mich den ganzen Winter über mit dem Gedanken und der Hoffnung, daß ich ihn im kommenden Frühjahr dort wiedersehen sollte. Man war durch die lange Dauer der Krankheit beinahe gewohnt worden, zu denken, daß dies Halbleben sich so noch auf lange hinaus fortfri-
 sten lassen könne. O Eitelkeit menschlicher Pläne! Wenn ich wieder einmal nach Paris komme, werde ich ihn wirklich in einer neuen Wohnung besuchen — aber auf dem Montmartre!...

Abermals war die Einsamkeit um ihn herum gewachsen, er selbst empfand, daß seine Agonie zu lange daure und das kostbare Mitleid der Zeitgenossen sich in der Länge der Zeit verflüchtige. Er verlor sogar seinen Schwalbenvater *), der

*) Zwei in einem frühern Capitel angeführte Witze-
 worte Heine's über den „Schwalbenvater“ sind, da sie

ihn so oft ergötzt hatte. Französische Freunde von ehemals traten oft ein halbes Jahr lang nicht vor. In einer Stadt der Freuden wie Paris es ist, wer mag da viel an ein Krankenbett denken, in gesperrte Luft treten, die Pein und das Elend eines solchen Menschenlebens anschauen? Nur ein Weib hält es da auf die Länge aus, eine Mutter, eine Gattin, eine Geliebte, aber kein Freund, am wenigsten ein Franzose! Als Berlioz eines Tages gemeldet wurde, rief der Arme sich hastig aufrichtend: „Was? Jemand besucht mich? Berlioz bleibt doch immer originell!“ Welche Bitterkeit, welcher Schmerz der Verlassenheit, welcher Vorwurf gegen die Menschen liegt in dieser lächelnden Aeußerung!

Es war um diese Zeit, wenige Monate vor

von Mund zu Munde gingen, auf einen deutschen Poeten L. W. bezogen worden. Mit Unrecht. Ich habe mit dem „Schwalbenvater“ eine ganz andere Persönlichkeit im Auge.

seinem Tode, als ein Zufall in Heine's Haus ein Fräulein führte, welches seit frühester Jugend für ihn begeistert war. Heine fand Gefallen an dem Mädchen von seltener geistigen Anlage, in dessen anmuthigem Wesen sich der französische Esprit mit deutscher Innerlichkeit in reizender Weise verband. Er bat sie den Besuch zu wiederholen. Sie kam wieder und der Kranke konnte endlich ohne sie kaum einen Tag bestehen. Wohl an hundert Blätter liegen von Heine's Hand mit Bleistift geschrieben vor mir, die er aus der Einsamkeit seines Krankenzimmers an das Mädchen sandte, um die beinahe Unentbehrliche herbeizurufen. So wie der Gefangene das Vögelchen liebt, das am Sims seines Fensters zu sitzen pflegt und es zärtlich füttert, um es bald wieder herbeizulocken und ihm die Stelle angenehm zu machen, damit es den grünen lustigen Wald von Zeit zu Zeit vergesse, so überhäuft auch Heine seine Freundin und Gesellschafterin mit kleinen Ge-

schenken, welche sinnvoll sein Wohlwollen in hundert Gestalten ausdrücken, und strengt beinahe täglich seine des Schreibens kaum fähige Hand an, kleine Briefchen hinzuwerfen, die unaufhörlich mit flehenden Schmeichelftimmen zu neuen Besuchen auffordern. Sieht man die großen, zierlichen, edeln Schriftzüge, so kann man es kaum glauben, daß sie von der wellen Hand eines gebrochenen Organismus herrühren, und liest man den Sinn, den sie verdolmetschen, so kann man sich über die tiefe, unausrottbare Lebensenergie nicht genug wundern. Wir hören darin die zartesten Sehnsuchts Worte von ehemals und die süßesten Schmeichellaute, den bekannten Spott von der Neckerei an bis zum blasphemischen Ingrim, die Klagerufe nach der Jugend, nach dem Genusse, nach dem Leben. Dies Alles hüllt sich in eine finstere Atmospähre der Melancholie, aus welcher auch zuweilen wie Blitze die Flüche der Verzweiflung hervorfahren.

Diese Briefe werden nie die Deffentlichkeit sehn, der Name des Mädchens selbst ist ein Geheimniß. Ein bizarrer Zufall führte mich erst nach Heine's Tode mit deren Besitzerin zusammen; wenn man es einen Zufall nennen kann, eine Bekanntschaft, die seit neun Jahren in den Wogen des Lebens untergegangen zu sein schien, zu erneuern. Es war mir vergönnt, einen Blick in diesen Schatz zu werfen, der sogar zahlreiche Gedichte enthält und ich theile hier ein paar der Briefe mit, welche mir mit Erlaubniß der Veröffentlichung mitgetheilt wurden.

Ein Blatt vom November 1855 lautet:

Liebste holde Freundin!

Ich danke für die süßherzlichen Zeilen — bin froh, daß Sie wohl sind — ich leider bin immer sehr krank, schwach und unwirsch, manchmal bis zu Thränen über den geringsten Schicksalschabernack affizirt. — Jeder Kranke ist eine Ga-

nasche. Ungern lasse ich mich in solchem miserablen Zustande sehen, aber die liebe mouche muß ich dennoch sumsen hören. Komm Du bald — sobald Gw. Wohlgeboren nur wollen — sobald als möglich, komm mein theures, liebes Schwabengesiht — das Gedicht habe ich aufgetrixtelt — pure Charenton-Poesie — der Berrückte an eine Berrückte.

H. H.

Benige Tage später:

Mittwoch 3 Uhr.

Liebste Seele!

Bin sehr elend. Hustete schrecklich 24 Stunden lang; daher heute Kopfschmerz, wahrscheinlich auch morgen — deshalb bitte ich die Süßeste, statt Morgen (Donnerstag) lieber Freitag zu mir zu kommen. Bis dahin muß ich lungern. Mein Serinsky *) hat für die ganze Woche sich krank

*) Damit ist Heine's letzter Sekretär gemeint.

melden lassen. Welche unbehagliche Mißstände! Ich werde fast wahnsinnig vor Aerger, Schmerz und Ungeduld. Ich werde den lieben Gott, der so grausam an mir handelst, bei der Thierquälergesellschaft verklagen. Ich rechne auf Freitag. Unterdessen küsse ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche.

Dero Wahnsinniger S. S.

Am 1. Januar, Heine's eigenem Geburtstag, schreibt er an die Freundin:

Liebes Kind!

Ich gratulire Dir zum neuen Jahre und schicke Dir anbei eine Schachtel Chokolade — die wenigstens de bon gout ist. Ich weiß sehr gut, daß es dir nicht ganz recht ist, wenn ich dergleichen Convenienzen beobachte, aber es geschieht auch unserer äußeren Umgebung wegen, die in der Nichtbeobachtung der üblichen Aufmerksamkeit einen Mangel an wechselseitigem Estime sehen würde. Ich liebe Dich so sehr, daß ich für meine

Person gar nicht nöthig hätte, Dich zu estimiren. Du bist meine liebe Mouché und ich fühle minder meine Schmerzen, wenn ich an Deine Zierlichkeit, an die Annuth Deines Geistes denke. Leider kann ich nichts für Dich thun, als Dir solche Worte, „gemünzte Luft“ sagen. Meine besten Wünsche zum neuen Jahre, ich spreche sie nicht aus — Worte!

Ich bin vielleicht morgen im Stande, meine Mouché zu sehen, dann lasse ich es ihr wissen. Jedenfalls aber kommt sie übermorgen zu Ihrem
Nebukadnedzar II.,

ehemaliger preuß. Atheist, jetzt Lotosblumenanbeter.

Eines aus den ersten Tagen des Januar 1856 lautet:

Liebste Mouché!

Ich bin sehr leidend und zum Tode verdrießlich. Auch das Augenlied meines rechten Auges fällt zu und ich kann fast nicht mehr schreiben. Aber ich liebe Dich sehr und denke an Dich, Du Süßeste! Die Novelle hat mich gar nicht

ennüvrt und giebt gute Hoffnungen für die Zukunft, Du bist nicht so dumm, als Du ausiehst! Zierlich bist Du über alle Maassen und daran erfreut sich mein Sinn. Werde ich Dich morgen sehen? Eine weinerliche Verstimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt spasmatisch. Diese haillements sind unerträglich. Ich wollte, ich wäre todt!

Tiefster Jammer, dein Name ist

H. Heine.

Ein letztes Billet, ungefähr vier Wochen vor seinem Tode geschrieben, ist ganz kurz.

Liebste Freundin!

Ich stecke noch immer in meinem Kopfschmerz, der vielleicht erst morgen endigt, so daß ich die Liebliche erst übermorgen sehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin so krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten scheint. Leb wohl. H.

Ich breche ab, meine Auswahl ist durch Verhältnisse beschränkt und ich weiß nicht, ob diese oft rührenden, oft entsetzlichen Klagerufe dem Leser, der Heine weniger liebte, nicht monoton scheinen. Ich füge nur noch ein Gedicht hinzu, das weder der Form noch dem Inhalte nach neu oder bedeutend genannt werden kann, dem aber die Zeit, in der es geschrieben wurde, bei allen Jenseenen, die Heine's Muse verehren, einen unbestreitbaren Werth ertheilt. Dieses Gedicht ist sein letztes und wohl nur zwei oder drei Wochen vor seinem Tode entstanden. Wehmüthig war mir zu Muth, als ich das Brouillon durchflog und die großen, zierlichen, edlen, mit Bleistift geschriebenen Buchstaben wiedersand. Es war ja die letzte Bewegung seiner Hand auf dem Papiere und diese scheint noch so stark, ja in manchen Zügen muthwillig, als wäre es noch gar weit bis zum Tode! Das Gedicht selbst ist gleichsam ein Ueberblick über Heine's ganze dichterische Thätigkeit. Er

deutet noch einmal alle seine Lieblingsgestalten mit einigen Pinselstrichen an, verweilt noch einmal bei den bedeutendsten Wendepunkten seiner Laufbahn und beschließt seine Gefänge von ehemals mit seinem letzten in ihm noch lebenden Leide, mit seiner jetzigen trostlosen Liebe, — seiner Schattenliebe.

Es trägt den Titel „für die Mouche“ und lautet:

Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reste alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaissance.

Nur hie und da, mit dorisch-ernstem Knauf,
Hebt aus dem Schutt sich einzeln eine Säule,
Und schaut ins hohe Firmament hinauf,
Als ob sie spotte seiner Donnerkeile.

Gebrochen auf dem Boden liegen rings
Portale, Giebelhäuser mit Sculpturen,
Wo Mensch und Thier vermischt, Centaur und Sphynx,
Satyr, Chimäre — Fabelzeitfiguren.

Es steht ein offner Marmorarkophag
 Ganz unverstümmelt unter den Ruinen,
 Und gleichfalls unversehrt im Sarge lag
 Ein tochter Mann mit leidend sanften Mienen.

Karyatiden mit gerecktem Hals,
 Sie scheinen mühsam ihn emporzuhalten.
 An beiden Seiten sieht man ebenfalls
 Viel basrelief gemeiselte Gestalten.

Hier sieht man des Olympos Herrlichkeit
 Mit seinen überlichen Heidengöttern,
 Adam und Eva stehn dabei, sind beid'
 Versehn mit keuschem Schurz von Feigenblättern.

Hier sieht man Troja's Untergang und Brand,
 Paris und Helena, auch Hektor sah man,
 Moses und Aaron gleich daneben stand,
 Auch Esther, Judith, Holofern und Haman.

Desgleichen war zu sehn der Gott Amur,
 Pöbus Apoll, Vulkanus und Frau Venus,
 Pluto, Proserpina und Merkur,
 Gott Bacchus und Priapus und Silenus.

Daneben stand der Esel Balaams
 — Der Esel war zum Sprechen gut getroffen —
 Dort sah man auch die Prüfung Abrahams
 Und Loth, der mit den Töchtern sich besoffen.

Hier war zu schau'n der Tanz Herodias,
 Das Haupt des Täufers trägt man auf der Schüssel,
 Die Hölle sah man hier und Satanas,
 Und Petrus mit dem großen Himmelschlüssel.

Abwechselnd wieder sah man hier sculptirt
 Des geilen Jovis Brunst und Frevelthaten,
 Wie er als Schwan die Leda hat verführt,
 Die Danae als Regen von Dukaten.

Hier war zu sehn Diana's wilde Jagd,
 Ihr folgen hochgeschürzte Nymphen, Doggen,
 Hier sah man Herkules in Frauentracht,
 Die Spindel drehend hält sein Arm den Rocken.

Daneben ist der Sinai zu sehn,
 Am Berg steht Israel mit seinen Ochsen,
 Man schaut den Herrn als Kind im Tempel stehn
 Und disputiren mit den Orthodoren.

Die Gegensätze sind hier grell gepaart,
 Des Griechen Lustsinn und der Gottgedanke
 Judäa's! Und in Arabeskenart
 Um beide schlingt der Cypheu seine Ranke.

Doch wunderbar! Derweilen solcherlei
 Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
 Wird plötzlich mir zu Sinn, ich selber sei
 Der todte Mann im schönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruhestätt'
 Stand eine Blume, räthselhaft gestaltet,
 Die Blätter schwefelgelb und violett,
 Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt sie die Blum' der Passion
 Und sagt, sie sei dem Schädelberg entsprossen,
 Als man gekreuzigt hat den Gottessohn,
 Und dort sein welterlösend Blut geflossen.

Blutzeugniß, heißt es, gebe diese Blum',
 Und alle Marterinstrumente, welche
 Dem Henker dienten bei dem Märtyrthum,
 Sie trüge sie abconterseit im Kelche.

Ja, alle Requisiten der Passion
 Sähe man hier, die ganze Folterkammer,
 Zum Beispiel: Geißel, Stricke, Dornenkron',
 Das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den Hammer.

Solch eine Blum' an meinem Grabe stand
 Und über meinen Leichnam niederbeugend,
 Wie Frauentrauer, küßt sie mir die Hand,
 Küßt Stirne mir und Augen, trostlos schweigend.

Doch Zauberei des Traumes! Seltsamlich,
 Die Blum' der Passion, die schwefelgelbe,
 Verwandelt in ein Frauenbildniß sich,
 Und das ist Sie — die Liebste, ja, Dieselbe!

Du warst die Blume, Du geliebtes Kind,
 An Deinen Küssen muß' ich Dich erkennen.
 So zärtlich keine Blumenlippen sind,
 So feurig keine Blumenthränen brennen!

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
 Hat meine Seel' beständig Dein Gesicht,
 Du sahst mich an, beseligt und verzückt
 Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte!

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
 Was Du verschwiegen dachtest im Gemüthe —
 Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
 Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüthe.

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
 Wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder
 So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
 Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag' es niemals, ach!
 Den Glühwurm frag', was er dem Grase glimmert,
 Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
 Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag', was er strahlet, den Karfunkelstein,
 Frag', was sie duften, Nachtviol' und Rosen,
 Doch frage nie, wovon im Mondenschein
 Die Marterblume und ihr Lobter kosen!

Ich weiß es nicht, wie lange ich genoß
 In meiner schlummerfühl'n Marmortruhe
 Den schönen Freudentraum. Ach, es zerfloß
 Die Wonne meiner ungestörten Ruhe!

O Tod! mit deiner Grabesstille, du,
 Nur du kannst uns die beste Wollust geben,
 Den Krampf der Leidenschaft, Lust ohne Ruh,
 Gibst uns für Glück das albern rohe Leben!

Doch wehe mir! es schwand die Seligkeit,
 Als draußen plötzlich sich ein Lärm erhoben;
 Es war ein scheltend, stampfend wüster Streit,
 Ach, meine Blum' verschlechte dieses Loben!

Ja, draußen sich erhob mit wildem Grimm
 Ein Zanken, ein Gekrise, ein Geklaffe,
 Ich glaubte zu erkennen manche Stimm' —
 Es waren meines Grabmals Basreliefe.

Spuht in dem Stein der alte Glaubenswahn?
 Und disputiren diese Marmorschemen?
 Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan
 Wetteifert wild mit Mosès Anathemen!

O, dieser Streit wird enden nimmermehr,
 Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
 Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
 In zwei Partei'n, Barbaren und Hellenen.

Das fluchte, schimpfte! gar kein Ende nahm's
 Mit dieser Controverse, der langweil'gen,
 Da war zumal der Esel Balaams,
 Der überschrie die Götter und die Heil'gen!

Mit diesem S-a, S-a, dem Gewieh'r,
 Dem schluchzend ekelhaften Mißlaut, brachte
 Mich zur Verzweiflung schier das dumme Thier,
 Ich selbst zuletzt schrie auf — und ich erwachte.

Als Seine diese Verse schrieb, glaubte er selbst nicht, daß schon der Tod an seine Thür poche, ja sogar sein Arzt hoffte den Kranken noch länger hinaus zu erhalten. Da unterbrach den gewohnten, gleichmäßig leidensvollen Krankheitszustand ein heftiges Unwohlsein und zerstörte auf eine unerwartete Weise den so lange fast nur künstlich zusammengehaltenen Organismus. Wohl nicht mit Unrecht sagt ein englischer Arzt: man stirbt nicht an dem Uebel, wegen welchem man krank darnieder liegt, sondern an der Schwäche

der Natur, das Uebel nicht bestehen zu können. Es war weder das Leiden der Nerven, noch das des Rückenmarks, an welchem Heine endete, eine unter anderen Verhältnissen ganz unbedeutende Indigestion brachte ihn um.

Drei Tage hielt ein nicht zu stillendes Erbrechen an und es ward bald für Niemand aus seiner Umgebung zweifelhaft, daß Heine diesmal unterliegen müsse. Die ungeheuren Dosen Morphinum, die er allmählig zu nehmen gewohnt worden, hatten ihm wohl sonst ähnliche Zustände bereitet, doch noch nie so heftige und anhaltende. Dennoch trogte er und hoffte, er würde auch aus diesem Kampfe noch lebend hervorgehen. Er setzte ein neues Testament auf, ohne es jedoch über den ersten Paragraph hinaus zu bringen und blieb fortwährend bei vollem Bewußtsein. Ja, der Witz sogar verließ ihn nie. Einige Stunden vor seinem Ende stürzte ein Bekannter in sein Zimmer, um ihn noch zu sehen. Gleich nach seinem Eintreten rich-

tete er an Heine die Frage, wie er mit Gott stehe. Heine erwiderte lächelnd: Sein Sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son metier! So kam die letzte Nacht heran, die Nacht vom 16. Februar. Der Arzt trat ein und Heine fragte ihn, ob er sterben werde. Doctor Gruby glaubte ihm nichts verhehlen zu müssen. Der Kranke empfing die Nachricht mit voller Ruhe. Um 4 Uhr des andern Morgens hauchte er seinen Geist aus.

Er war als Leiche so schön, wie ihn Niemand, der ihn gekannt, am Leben gefunden, sogar sein Arzt behauptet, nie wahrgenommen zu haben, daß der Tod selbst über jugendliche Gesichter so viel Verklärung ausgegossen habe. Die Todtenmaske, die man abnahm, hielt treu und dauernd diese Züge fest.

Ja, er ist todt, der kranke Schwan hat sein Sterbelied endlich zu Ende gesungen! Die Muse der deutschen Poesie ringt unter Thränen die Hände, zerreißt ihr Gewand und läßt die Haare

wehklagend flattern. Einer ihrer größten Lieb-
linge ist dahingezogen. In diesem Jahrhundert
hat sie vielleicht nur zwei oder drei Mal einen
gleich großen Schmerz erlitten und ein Verlust,
wie dieser, steht ihr nicht bald wieder bevor.

Derjenige, der seit seiner Jugend nur den
süß bezaubernden Liedern des Sängers gelauscht,
ohne gewohnt gewesen zu sein, ihn seinen gelieb-
ten Freund zu nennen und ihm die Hand zu
schütteln, der hat nichts verloren. Seine's Leier
ist durch seinen Tod nicht zerschmettert, sie liegt
neben der Urne wohl erhalten, mit unverstimmten
Saiten. Die Menschenhand, die bisher die ent-
zückenden Accorde auf dieser Leier gegriffen, wird
als Geisterhand noch immer und um so reiner
und mächtiger hineingreifen und das Grabes-
schweigen durchklingen. Ueber den Verewigten
wird der Mond der romantischen Poesie in ruhiger
Lichtfülle stehn und mit seinen Silberstrahlen wie
sonst die blühenden Lindenbäume verklären. Auch

die Elfen und Waldfrauen werden unter Glockengeläut allnächtlich herangeritten kommen und ihren Geisterreigen vor den Augen der Eingeweihten fortführen. Geisterhafte Jungfrauen und Bräute werden aus ihren einsamen Waldseen wie zuvor emportauschen und Gefänge der Liebe, schmerzlicher Sehnsucht und süßer Schwermuth ertönen lassen. Für den, der ihn nicht gekannt, lebt Heine noch immer. Nur die schöne menschliche Illusion, daß eine seltene Existenz aufgehört hat, deren Leuchtkraft immer und immer fort dauern sollte, senkt hier und dort ein Haupt und läßt eine schmerzliche Klage emporsteigen.

Wahrlich, wenn wir dies Ende betrachten, wir werden an den Glauben der Alten gemahnt, daß die Auserwählten der Musen nicht wie alle übrigen Menschenkinder sterben, für welche das irdische Dasein der Umfang alles Lebens ist, sondern daß sie den Söhnen der alten Götter gleichen, die ihre kampf- und thatenvolle Laufbahn

nicht selten mit einem entseßlichen Tode beschließen, um den Ruhm ihres göttlichen Ursprungs anerkannt zu sehn und als Halbgötter, über jeden Schicksalswechsel erhaben, fortzuleben.

Ein griechischer Tragiker sagt, es sei den Göttern nicht genug für das Loos zu danken, zur rechten Zeit für seinen Ruhm zu sterben.

Ward Heine eines solchen Looses theilhaftig?

Auf den ersten Blick sollte man es schlechtweg verneinen. Eine so martervolle, lange Krankheit hängt sich an ein Leben, das wir in genialer Kriegs- und Liebeslust hinbrausen sahen und welches wünschen ließ, daß es eines Tages wie Mercurio's Leben auf einen Hieb ende, und daß der letzte Witz der letzte Seufzer sei.

Dennoch aber ist diese martervolle achtjährige Krankheit kein unglücklich abstechender, disharmonirender Lebensanhang, sondern sie ist ein ergänzendes Stück und zwar das Ende.

Wäre Heine wie Mercurio gestorben, so hätte

wohl Niemand seinem Leben die Torsogestalt angesehen, eben nur darum, weil das, was nicht zum Vorschein kommt, wie nicht vorhanden, wie nicht geschehen und daher auch nicht zu suchen ist. Doch wäre es ein Torso gewesen, denn Seine hätte das, was in ihm war, nicht vollständig ausgelebt und die Nachwelt hätte nimmermehr seine volle Bedeutung abwiegen können.

— Eben durch sein Leiden erst sollten seiner Lyra Töne entquellen, wie sie die deutsche Lyrik noch nicht gehört, es sollte die freie, auf sich selbst beruhende Macht des in ihm wohnenden Geistes freigreich entfaltet und der ihm gemachte Vorwurf der Frivolität, die auch an dem Heiligsten zupft und für nichts einsteht, zu Schanden gemacht werden. Sein sonst ewig heiteres Wesen, eine natürliche Folge seines Glückes und Lebensmuthes, hatte zu der Verläumdung geführt, daß es ihm an Ernst und Charakter mangle. Ein so schreckliches Verhängniß mußte leider erst kommen, um

ihn vor der Welt, die sonst den xenophontischen Ernst des hohlen Charlatans so oft gläubig hinzunehmen pflegt, von diesem Schein oder dieser Lüge zu reinigen!

Faßt man aber die Zeitperiode, in welche Heine's Tod fällt, ins Auge, so muß man gestehn, daß das Schicksal keinen ungünstigeren Augenblick als den gegenwärtigen wählen konnte, um uns den Dichter aus der Welt zu führen. Einestheils fehlt eben jetzt unserer Zeit die literarische Stimmung mehr als jemals, anderntheils lenken dem Todten feindselige Gewalten die Organe, durch welche allein sich Herz und Gedanken der Nation kundgeben können.

Die Presse des Tages hat den Tod des größten modernen Dichters in ihren Spalten kurz und bündig, wie jedes andere Vorkommniß einregistriert.

Dieses Stillschweigen ist aber nicht Gleich-

giltigkeit, sondern nur augenblickliches Verstummen.

Auf Heine's Grabe ist, seiner eigenen Verordnung gemäß, kein Wort gesprochen worden, ebensowenig durfte für ihn eine Messe gesungen oder ein Kadosch gesagt werden. Er sang lange vorher:

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

In einem seltsamen Einklang damit ist auch jede literarische Grabrede unterblieben. Was gewiß im Herzen von Hunderttausenden lebte, ist nicht über die Lippen gebracht worden.

Wie seinem leblosen Körper ist es symbolisch auch seinem Dichtergenius ergangen. Aber dies wird nicht so bleiben. Die flüchtigen Wolken

an seinem Ruhme werden vorübergehen und sein Name wird bald mit allen seinen Strahlen die deutsche Literatur schmücken.

Heinrich Heine's Tod wird der Anfang seiner Apotheose sein.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ist erschienen:

Bildniß

von

Heinrich Heine,

gezeichnet von E. F. Kieh zu Paris, lithographirt
von Adolph Hornemann.

Groß Folio.

Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Zur gefälligen Notiz für die Buchhandlungen bemerken wir, daß wir dieses Bildniß nicht in Commission, sondern nur auf Verlangen und auf feste Rechnung versenden.

Hoffmann und Campe.

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

Hoffmann und Campe



UNIVERSITÄT DÜSSELDORF

ADRIANO PANCONICO BALUC

